

Kunst und Politik 2. Replik einer Replik.

Kunst und Literatur, notiert Artur Peřka, in seiner Replik auf meine Intervention, funktionieren nicht in einem politischen Vakuum. Zweifelsohne. Umgekehrt ließe sich sagen, dass auch Politik nicht in einem kulturellen und gesellschaftlichen Vakuum stattfindet, sondern den kulturellen Symbolismus voraussetzt. An diesen beiden Schnittpunkten lässt sich über das Verhältnis von Kunst und Politik und *vice versa* diskutieren.

Mein Gegenüber betont zu Recht, dass es verschiedene Ausformungen dieses Verhältnisses gibt. Es gibt lockere, programmatische und verschwiegene Liaisonen. Was ich in meinem ersten Text stark gemacht habe, war so etwas wie eine Ethik der Ästhetik und vielleicht auch eine Politik der Form. Das bedeutet letztendlich, dass Literatur und Kunst immer schon (meta-)politisch sind, implizit und explizit, eben weil sie nicht in einem Vakuum stattfinden und jede ästhetische Entscheidung auch eine im weitesten Sinn politische Option enthält. Unter bestimmten Umständen kann ein Liebesgedicht, ein Haiku oder die Schilderung von Landschaften politisch sein und auch so verstanden und interpretiert werden.

Am anderen Pol des möglichen Verhältnisses steht eine andere Version von politischer Kunst, die die Grenze zwischen Politik und Kunst überschreitet, das macht wohl auch ihre Radikalität und ihren Reiz aus. Sie enthält ein Moment der Transgression und der Subversion. Die Kunst mischt auf dem Feld der Politischen mit, sie mischt sich – ich denke an Christoph Schlingensief – tagespolitisch direkt ein. Wenn ich mich nicht täusche, dann reichen diese ästhetischen Bestrebungen bis in die 1960er Jahre in der Bundesrepublik Deutschland zurück. Sie haben auch mit dem seinerzeitigen Slogan vom „Tod der Literatur“ (Hans-Magnus Enzensberger) zu tun. Es ist eine Literatur nach dem „Tod der Literatur“. Ich denke dabei an alle Formen des Dokumentarischen, an die Vermischung von Genres, an die Abkehr von geschlossenen ästhetischen Konzepten. Ich denke an Alexander Kluge, aber auch an die Fluxus-Bewegung. Im Fall der literarischen Dokumentation kommt es fast zwangsläufig zur Begegnung mit einem kritischen Journalismus, für den die Verwendung literarischer und ästhetischer Techniken ebenfalls unverzichtbar ist.

Es steht zur Debatte, in welcher Weise in dieser Kunst, die in das „Faktische“ eindringt, literarische Techniken zum Einsatz kommen oder vielleicht auch hintan gehalten werden. Dabei kommt das schwierige Verhältnis von Fakten und Fiktionen zum Tragen und die Frage, ob die

Dokumentation des betreffenden Einzelfalls (zu denken ist an die vielen politischen Interventionen von Elfriede Jelinek im theatralischen Format, die mein Kollege in seiner Replik erwähnt, zuletzt etwa die Ibiza-Affäre) über diesen hinausgeht und eine Allgemeinbedeutung erlangt.

In ihrer Nobelpreisrede hat Olga Tokarczuk auf die Bedeutung des Erzählens und, damit verbunden, auf die der Erfahrung hingewiesen. An einer Stelle schreibt sie: „Die Literatur ist einer der wenigen Bereiche, die uns nahe bei den Tatsachen der Welt halten.“¹ Und zwar nicht, weil sie sich auf eine ‚unmittelbaren‘ Welt von (politischen) Fakten beziehen würde: „Sie setzt ihren Fokus auf die inneren Beweggründe und Motivationen der Figuren und deckt deren Erfahrung auf, die sonst niemand anderen zugänglich wäre, oder sie regt den Leser an, das Verhalten der Figuren psychologisch zu interpretieren.“²

Von Friedrich Nietzsche stammt die pointierte Behauptung, wonach es keine Tatsachen, sondern nur Interpretationen gibt. Das ist insofern widersinnig, als es Interpretationen ja nicht ohne die Annahme von vorgängigen Tatsachen geben kann, ohne die ihre Interpretation sinnlos wäre. Aber es zeigt sich, dass die sog. Tatsachen immer in Gestalt von Interpretationen aufscheinen. Denn die Erzählung, das Narrativ in einem literarischen, historiographischen oder journalistischen Text ist niemals nur die Wiedergabe von Geschehnissen, niemals Abbild, niemals Mimesis, sondern auch deren Interpretation. Der damit verbundene Verstehensakt ermöglicht Erfahrung im gewichtigen Sinn des Wortes.

Als Beispiele in der österreichischen Literatur fallen mir hier zwei Autoren ein, die das Phänomen der Marginalisierung und das Verständnis für die Marginalisierten – im Doppelsinn des Wortes (Begreifen *und* Empathie) – ins Zentrum ihres Werks gerückt haben, Ödön von Horváth (mit seinen „Volksstücken“) und Joseph Roth – ich verweise hier auf Werke wie *Die Rebellion* oder *Die Legende vom heiligen Trinker*.

Olga Tokarczuk und Elfriede Jelinek sind, wie Artur Peřka zu Recht betont, sehr verschiedene Autorinnen, ästhetisch und in ihrem politischen Temperament. Übrigens auch im Hinblick auf inkompatible Erfahrungen, die mit der Geschichte der beiden Länder, Polen und Österreich, zu tun haben dürften. Es ist verlockend, die polnische Autorin dem Pol einer Politik der Form und Jelinek eben dem anderen Pol, dem einer subversiven politischen Ästhetik zuzuordnen. Aber das wäre eine unzulässige Vereinfachung, gibt es doch im umfänglichen Werk Jelineks Texte mit höchst unterschiedlichen Strategien und keineswegs nur Interventionen in die – sagen wir einmal – verhaltensauffälligen Ereignisse in Geschichte und Politik Österreichs. Oder anders gesagt: Beide Strategien sind legitim und – so habe ich die Replik verstanden – man sollte sie nicht gegeneinander ausspielen.

Differenzieren möchte ich die Gegenüberstellung von „herrschendem Diskurs“ und „Subversion“ in der Antwort von Artur Pełka. Moderne, wenigstens formal demokratisch verfasste Gesellschaften funktionieren nicht (nur) nach dem Schema von Oben und Unten, sondern sind (auch) heterogen und agonal. In ihnen wird, um Antonio Gramsci zu bemühen, um kulturelle Hegemonie gekämpft. Das gilt auch für postkommunistisch-autoritäre Länder wie das gegenwärtige Polen und übrigens auch für Ungarn. In diesem Kampf um Hegemonie spielen die nicht mehr so schönen Künste neben den verschiedenen Medienformaten eine maßgebliche Rolle. Unsere Freundinnen und Freunde in Polen und Ungarn engagieren sich unter sehr üblen Bedingungen für eine offene Gesellschaft (wie der Kommentar des Kollegen zeigt) als ästhetische und als politische ‚Subjekte‘, und dafür gebührt Ihnen unser Respekt. Weil und solange es diese ihre Widerständigkeit und diesen Horizont der Öffnung gibt, gilt: Noch ist Polen nicht verloren. In diesen Auseinandersetzungen wird freilich sichtbar, dass eine Gegenpolitik zur illiberalen Demokratie nicht nur oftmals auf den politischen Gegner fixiert bleibt, sondern zumeist auch dem Primat der Defensive und nicht dem des Angriffs folgt. Was uns von der Literatur in vielen europäischen Ländern der Zwischenkriegszeit unterscheidet, ist, dass viele ihrer politischen Proponenten damals für eine politische Vision, für eine andere Zukunft kämpften, wiederum mit unterschiedlichen literarischen Mitteln, für eine Zukunft, die beinahe hundert Jahre später mit großer Wahrscheinlichkeit unrettbar verloren ist. Insofern befinden wir uns – in unterschiedlicher Intensität – gegenwärtig in der Situation, Dinge zu verteidigen, die eigentlich selbstverständlich sein sollten, eben den Erhalt von demokratischen Spielregeln (z.B. der Gewaltenteilung), die Bewahrung des Sozialstaates oder das Festhalten an Freiheits- und Menschenrechten.

Ich bin kein Freund des Begriffs Populismus. Was man als solchen bezeichnet, sind Momente und Dynamiken, die in die moderne medial gesteuerte Massendemokratie autodestruktiv eingebaut sind. Die PIS, die FPÖ, die AFD, FIDESZ, die heutige Republikanische Partei in den USA oder die Lega kommen nicht von einem Außerhalb der Demokratie, sondern stellen deren prekären Aspekt dar: z.B. das Schielen auf Mehrheiten für autoritäre Lösungen. Sie sind imstande, ihre Anhänger für Maßnahmen zu mobilisieren, die letztendlich gegen diese gerichtet sind und die liberale Demokratie unter Zuhilfenahme von Tricks per Votum aushebeln. Ich bin mir übrigens nicht sicher, ob Corona ihnen automatisch politische Schubkraft verleiht, wage ich zu bezweifeln. Momentan sieht es doch eher danach aus, dass offene Gesellschaften besser imstande sind, solch eine dramatische Situation wie eine Pandemie zu lösen, weil sie die gewiss schwierige Kommunikation mit den Bürgern aufnehmen, die Konflikte austragen und die Situation auch aushandeln müssen.

Zum Schluss möchte ich auf ein großes, vergessenes Wort zu sprechen kommen: Aufklärung. Eine der politisch wirksamen Aufgaben von Literatur war seit der Epoche, die sich selbst diesen Namen gab, die analytische Durchdringung gesellschaftlicher Verhältnisse im und mit dem Medium Literatur. Wir sind heute moralisch empört und sensibel gegenüber der kaum zu rechtfertigenden Marginalisierung und Benachteiligung von Menschen. Im Bereich von Kunst und Politik haben wir es aber im Grunde genommen aufgegeben, Menschen zu bilden, das heißt ins Bild zu setzen, aufzuklären – im Theater, im Film, in der Literatur. Dabei geht es mehr als um das Faktische. Es geht um Erfahrung, um jenes kostbare Gut, das Literatur zu besitzen scheint. Ich meine das Auslösen jenes Aha: dass ich etwas übersehen habe und dass mir ‚politische‘ Kunst es in einem Akt sublimer Aufklärung mitteilt. Es ist doch ganz erstaunlich und eine Herausforderung für Denken und Dichten, warum marginalisierte Menschen sich für Parteien, Projekte und Personen einsetzen, für die Marginalisierung zum Grundbestand ihrer Politik für eine illiberale Demokratie gehört.

Anmerkungen

¹ Tokarczuk, Olga: *Nobel Lecture*. <https://www.nobelprize.org/prizes/literature/2018/tokarczuk/lecture/> (25.3.2021), datiert mit 7.12.2019.

² Ebd.